"Fuchshoden machet diejenigen hurtig / so sich der Weiber nicht gebrauchen können" : der Rotfuchs, ein Parforceritt durch Bibel, Tierepos und Fachliteratur

Autor(en): **Roosen, Rolf**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Librarium : Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = revue de la Société Suisse des Bibliophiles**

Band (Jahr): **53 (2010)**

Heft 3

PDF erstellt am: **30.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-388889

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

ROLF ROOSEN

«FUCHSHODEN MACHET DIEJENIGEN HURTIG / SO SICH DER WEIBER NICHT GEBRAUCHEN KÖNNEN»

Der Rotfuchs, ein Parforceritt durch Bibel, Tierepos und Fachliteratur

Am Anfang war das Wort – so beginnt bekanntermaßen das Johannes-Evangelium. Auch auf den Rotfuchs trifft dies zu: Sowohl im Alten als auch im Neuen Testament ist vom Fuchs die Rede. Er war den Juden als Höhlenbewohner bekannt, dessen unterirdische Gänge (Röhren) die Weinberge verwüsten konnten (Hld. 2,15; Neh. 3,35). Der Fuchs hatte seine «Gruben» (Mt. 8,20), die Baue, vornehmlich in einsamen Ruinenstätten oder aber in der Wüste (Klgl. 5,18). Seine Tücke und Hinterlist waren gefürchtet (Hes. 13,4). Aus diesem Grund dient er auch als Sinnbild für falsche Propheten (Lk. 13,32). Der Fuchs galt von jeher als Beutekonkurrent und Schädling. Deshalb und wegen seines dichten und begehrten Winterfells, des Winterbalgs, wurde er in Europa durch die Jahrhunderte hinweg intensiv bejagt. Der *Physiologus* (entstanden im 2. Jahrhundert) stellt ihn als schlau, verschlagen, arglistig und heimtückisch dar.[1] In dieser spätantiken Naturenzyklopädie wird anhand von Tiererzählungen und -anekdoten die christliche Glaubenslehre allegorisch dargestellt. Der Rotfuchs wird mit dem Teufel verglichen. Auch in der darstellenden Kunst des Mittelalters erscheint der Satan in Gestalt des Fuchses. Denn in der christlichen Ikonografie waren Fuchs und Wolf traditionell negativ besetzt, anders als beispielsweise der Kranich (= der wachsame Christ) oder die Henne (= die Kirche). So findet sich zum Beispiel in der Kirche Sankt Urbanus in Dortmund-Huckarde die sogenannte Fuchskanzel (um 1480), auf der unter anderem abgebildet ist, wie der Fuchs den Gänsen predigt. Dieses Motiv ist ebenfalls auf der Glockenwandung in der Jacobikirche zu Wilsdruff bei Dresden zu sehen. Und der Apostel der Deutschen, der Heilige Bonifatius (um 673–754 oder 755), hat als Attribute nicht nur Eiche und Axt, sondern auch den Fuchs oder Reineke, wie der Rotrock oft genannt wird, welchem er erfolgreich befohlen haben soll, geraubte Hühner zurückzubringen. Der Name Reineke ist übrigens eine mittelniederdeutsche Diminutivform und geht auf mittelhochdeutsch Reinhart zurück, eine Namenskomposition aus Regin- und -hart (= der Ratskundige), also ein sprechender Name und eine passende Bezeichnung für den als listig geltenden Rotfuchs.

Der Fuchs in der Belletristik

Seit alters galt der Fuchs auch als klug. Dieses Fabelelement kam im Altertum vermutlich aus Indien über Persien nach Europa. In der klassischen Antike gibt es die Sage von Prometheus, der, als er den Menschen schuf, ihm von jedem Tier eine spezifische Eigenschaft gab, vom Fuchs die offenbar schon damals legendäre Schlauheit. Äsop (ca. 6. Jh. v. Chr.) bringt Fuchs, Wolf und Löwe in einer Fabel, der von der Beuteteilung, zusammen. Schon hier spielt der Fuchs dem Wolf übel mit,[2] was ihm wegen seiner Schläue gelingt. Der Fuchs kommt in immerhin 15 von 79 Tierfabeln des Äsop vor.

In Flandern entstand um die Mitte des 12. Jahrhunderts das mittellateinische Tierepos *Ysengrimus*. In diesem Werk gelangen weitere Elemente zur Fuchs-Wolf-Beziehung hinzu, unter anderem der königliche Hof- und Gerichtstag. Außerdem ist der

Einleitung des ersten Kapitels des wiederum ersten Buches des niederdeutschen «Reynke de vos», welcher 1498 in Lübeck gedruckt wurde.

Text satirisch und zeitkritisch angelegt. Kennzeichnend ist eine ironisch-kritische Distanz zur höfischen Welt und ihrer Literatur. Wohl im letzten Viertel des 12. Jahrhunderts entstand im Norden Frankreichs der altfranzösische *Roman de Renart.* Hier rückt die Anklage gegen den Fuchs in den Mittelpunkt der Handlung. Schließlich bearbeitete der Elsässer Heinrich – vermutlich bereits um 1200 – den Stoff zu einer politisch-aktuellen Staufersatire.[3] Sein *Reinhart Fuchs* enthält auch eine Parodie des Jägers, der zum Gejagten wird.[4] Überhaupt schont der Verfasser so gut wie nichts und niemanden: Er parodiert den höfischen Minnedienst, die Heldendichtung, das Mönchsleben, die Reliquienverehrung, die Praxis der mittelalterlichen Heiligsprechungen und vieles mehr. Der Fuchs verkörpert den Erfindungs- und Listenreichen, den Klugen eben, der größere und stärkere, aber auch schwache und unterlegene Tiere düpiert. Er weiß sich aus schwierigen, oftmals scheinbar ausweglosen Situationen zu retten.[5] «Mannigfaltig sind die Betrügereien des Fuchses. Seine Aktionen, die für die Opfer oftmals tödlich enden, werden dem Listigen nicht übelgenommen. Im Gegenteil: Wie in anderen Erzählungen über tierische und menschliche Betrüger schwingt eine gewisse Sympathie mit, besonders dann, wenn List und Betrug gleichsam das einzige Mittel darstellen, sich der Angriffe Stärkerer zu erwehren: Schlauheit siegt über Moral.»[6]

1498 druckte Hans van Ghetelen in Lübeck den niederdeutschen *Reynke de Vos*, in 7791 knittelnden Reimen, mit eingestreuten Glossen in Prosa. Er war mit 89 Holzschnitten prächtig illustriert, entwickelte sich im 16. Jahrhundert zu einem Bestseller im deutschsprachigen Raum und fand in der Übersetzung ins Lateinische auch international Anklang. Hier setzt sich der Übeltäter Reineke mit Hilfe genialer Lügengeschichten und Bosheiten letztlich gegen alle Widersacher durch. Im Jahre 1752 veröffentlichte Johann Christoph Gottsched (1700–1766) eine hochdeutsche Prosafassung des Tierepos unter dem Titel *Reineke der Fuchs* (Leipzig und Amsterdam). Diese Ausgabe war geschmückt mit 57 Radierungen des niederländischen Malers und Grafikers Allart van Everdingen (1621–1675). 1794 erschien dann in Berlin der *Reineke Fuchs* von Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832). Er besteht aus 4312 Hexametern, eingeteilt in zwölf Gesänge. Goethe konzipierte den Schurken und Bösewicht als Schelm, welcher «in ironischer Distanz die Korruptheit am Hof entlarvt und sie zugleich rechtfertigt».[7] Goethe bezeichnete den *Reineke Fuchs* als «unheilige Weltbibel», die er nicht lehrhaft zu Papier brachte. Goethes Dichtung wurde später durch den Münchener Künstler Wilhelm von Kaulbach (1804–1874) glänzend illustriert.[8]

Im selben Jahr wie der Kaulbach-Reineke, nämlich 1846, erschien ein *Neuer Reineke*

Fuchs des Berliner Autors Adolf Glaßbrenner (1810–1876). Dieses Werk ist eine der bedeutenden Gesellschaftssatiren des Vormärz und entging nur knapp der Zensur. Glaßbrenner schrieb gegen Jesuiten, Ultramontanismus sowie protestantisches Muckertum.[9] 1914 kam der Tierroman *Det röde Kobbel* des dänischen Schriftstellers Svend Fleuron (1874–1966) auf den Buchmarkt, der in seiner deutschen Übersetzung *Die rote Koppel. Eine Fuchsgeschichte* zahlreiche Auflagen erlebte. Die erste deutschsprachige Ausgabe erschien 1922 in Jena, eine der letzten 1993. Svend Fleuron gilt als Schöpfer des modernen Tierromans, weil er Tiere, wie beispielsweise die Füchse in der roten Koppel, nicht vermenschlicht, sondern sie natürlich darstellt.

Schließlich trat der Fuchs-Stoff seit Mitte des 19. Jahrhunderts auch als Kinderbuch einen Siegeszug an. Auslöser war eine 1820 in Ronneburg aufgelegte, verkürzte Bearbeitung durch Friedrich Rassmann mit dem Titel *Reineke Fuchs*. Als bemerkenswert – wegen seiner sprachlich-stilistischen Prägnanz und seiner gesellschaftskritischen Akzentuierung – bewertet der mehrfach zitierte Klaus Düwel das Kinderbuch *Reineke Fuchs* des Ostdeutschen Franz Fühmann (Leipzig 1964), welches von Werner Klemke farbig illustriert wurde.[10] Die derzeit letzte bedeutende Werkbearbeitung für Kinder schuf und illustrierte der gebürtige Oberschlesier Janosch (eigentlich Horst Eckert) 1962.

Der Galoppritt durch die Reineke-Fuchs-Tradition in der Belletristik veranschaulicht, dass dieser Stoff Schriftsteller durch die Jahrhunderte hindurch bis etwa 1950 faszinierte.[11] Und noch etwas macht er deutlich: Der Fuchs-Stoff hielt «... der menschlichen Sozietät einen Spiegel vor, indem er in seinen verschiedenen Rollen als listenreicher Betrüger und Trickster, als Sünder und Bösewicht, als Schelm und Charmeur, aber auch als betrogener Betrüger und Düpierter agiert, niemals aber als Helfer und Wohltäter; er weckt auch noch als Schurke Sympathie.»[12] Auch im Alltag wird der Fuchs ambivalent bewertet. So betitelte die *Welt am Sonntag* jüngst einen Beitrag mit «Ungeliebter Fuchs».[13] Andererseits erhielt Generalfeldmarschall Erwin Rommel (1891–1944) im Zweiten Weltkrieg den Ehrentitel «Wüstenfuchs».

Holzschnitt aus dem «Reynke de vos», welcher den Fuchs in einer Mönchskutte und mit Ablassbrief zeigt.

Der Fuchs in der Fachliteratur

Bei dem großen Gelehrten und Dominikaner Thomas von Cantimpré (1201–1270 oder 1272) kommt der Rotfuchs wie im *Physiologus* schlecht weg. Thomas schloss vermutlich im Jahre 1241 seinen *Liber de natura rerum* ab. Dieser Text ist typisch für die Methode der sogenannten Naturenzyklopädisten des Mittelalters, weil er eine Kompilation aus verschiedenen Quellen – etwa Aristoteles, Plinius, Solinus, Ambrosius oder Jakob von Vitry – darstellt. Der *Liber de natura rerum* behandelt in den Büchern 4 bis 9 tierkundliche Themen, die alphabetisch geordnet sind. Thomas von Cantimpré geht hier stellenweise auf die den Tieren zugeschriebenen Eigenschaften ein, welche im theologischen Kontext

ausgelegt werden, so auch beim Rotfuchs (Buch 4, Kapitel CVIII). Dabei erwähnt er die Bodenjagd und den Hasen als Beutetier des Rotfuchses. Zudem berichtet er über verschiedene Fuchsorgane als Heilmittel in der volkskundlichen Medizin. Fell, Lunte, Krallen, Zähne, Organe, Fleisch, Blut und Fett des Fuchses galten dem mittelalterlichen Aberglauben und der damaligen Erfahrungsmedizin zufolge als wirkungsmächtige Zauber- und Heilmittel. So hatte es beispielsweise die Fuchslunge Wissenschaftlern und Medizinern von Plinius (um 23 v. Chr. bis 29 n. Chr.) bis Rhazes (um 864–925) angetan: gebraten, gepulvert, als Absud oder in Wein sollte sie gegen Engbrüstigkeit, also Asthma, und andere Atemleiden helfen.

Die Fabel belegt Haus- oder Wildtiere mit Charaktereigenschaften, die sie aus wirklichen oder vermeintlichen Beobachtungen des jeweiligen Tieres ableitet. So wird, um noch einmal auf den *Physiologus* zurückzukommen, in diesem Werk die Schläue des Fuchses mit folgender Behauptung begründet: Die hungernde Fähe (= weiblicher Fuchs) «legt sich hin und verdreht die Augen und verhält den Atem, als ob sie gänzlich am Verröcheln wäre, so daß sie wie tot aussieht. Da meinen denn die Vögel, daß sie im Sterben wäre und lassen sich bei ihr nieder um sie aufzufressen. Sie aber springt auf und faßt sie und verzehrt sie.»[14] Bei dieser Behauptung handelt es sich um Jägerlatein,[15] denn Füchse haben kein reflexives Bewusstsein oder Zweckbewusstsein; sie vermögen den Ablauf eines in entfernter Zukunft liegenden Geschehens nicht einzuschätzen. Die Beurteilung des Fuchses in der Antike und im Mittelalter ist also nicht durchweg haltbar, wenn man naturwissenschaftliche Maßstäbe ansetzt. Denn allzu oft wurde Faktisches mit Fabuliertem gemischt. Umso interessanter ist, was Praktiker im ausgehenden Mittelalter zu Papier brachten, insbesondere wenn sie ihre Ausführungen möglichst oder weitgehend auf eigene Beobachtungen und Erfahrungen stützten und nicht wie die Natur-Enzyklopädisten ihre Werke aus älteren Quellen kompilierten.

Einer der ersten Europäer, der sich beim Abfassen seines Werkes auf eigene jagdpraktische Erfahrungen stützte, war der Italiener Pier de' Crescenzi oder latinisiert Petrus de Crescentiis (1233–1320/21). In seinem Werk *Ruralium commodorum libri* (um 1350) widmet er sich im zehnten Buch dem Weidwerk auf den Fuchs, indem er kurz und knapp von der Fuchshetze mit Hilfe von Windhunden, vom Fuchsfang mit einer Spezialschlinge, mit Hilfe von Giftködern, Fallgruben sowie einer Art Kastenfalle vor den Bauausgängen berichtet.[16] Seine Ausführungen sind so gehalten, wie heute Lexika abgefasst sind. In Frankreich war es Henri de Ferières, welcher in seinem Werk *Livre du Roy Modus et de la Reine Racio* eigene Erfahrungen beim Weidwerken auf den Fuchs wiedergab. In der prächtig illuminierten Handschrift aus dem Jahre 1379 beschäftigt er sich mit der Hetzjagd (nach zuvor verstopften Baueingängen), für die er die Monate Januar bis März empfiehlt, und dies aus drei trefflichen Gründen, weil erstens der Wald unbelaubt und die Sicht besser ist, zweitens die Baue leichter zu finden sind und drittens der Balg verwertbar ist. Zudem handelt er das Ausräuchern ab, wenn der Fuchs vor den Hetzhunden in einen unverstopften Bau flüchtet, sowie schließlich die Netzjagd am Bau.[17]

Ein weiterer Mann, der nach obigem Prinzip handelte, war Gaston Phébus, Graf von Foix und Vicomte von Béarn (1331–1391). In seinem *Livre de la Chasse*, einem Klassiker der europäischen Jagdliteratur, welchen er vermutlich 1389 beendete, behandelt Gaston Phébus in zwei Kapiteln den Fuchs.[18] Zum einen beschäftigt er sich mit der Naturgeschichte des Fuchses (11, fol. 34v): Der Fuchs ernähre sich vornehmlich von Aas und Geflügel aller Art, zudem stinke er gewaltig. Beides trifft zu, allerdings sind Mäuse die Hauptnahrungsquelle des Fuchses. In dem anderen Kapitel (56, fol. 99v)

handelt er die Fuchsjagd ab: Er kennt das Ausräuchern der Baue und die Hetzjagd, für die die Monate Januar bis März am besten seien. Gaston Phébus erwähnt den *Roman de Renart* und bewertet den Fuchs negativ, nämlich als sehr bösartig und hinterlistig.

Das *Livre de la Chasse* ist ein typischer Vertreter der Hochblüte der französischen Jagdbücher des ausgehenden Mittelalters. Frankreich war damals das Zentrum der europäischen Jagdliteratur. Ein anderes Werk dieser Blütezeit ist das 1561 in Poitiers erschienene Werk *La vénerie et l'adolescence* des französischen Edelmannes Jacques du Fouilloux (1519–1580). Nur wenig später, nämlich 1590, erschien in Straßburg die erste deutsche Übersetzung dieses großartigen Jagdwerkes der Renaissance, das *New Jägerbuch*. Darin heißt es über die Fuchsjagd, dass «wenig lust dabey» sei (fol. 80v). Du Fouilloux kannte die Baujagd mit Hilfe von Erdhunden und Netzen (fol. 78r–81r). Zudem berichtet er über das Ausgraben von Füchsen und Dachsen (fol. 81v–83v). Du Fouilloux ging nüchtern an das Weidwerk auf den Fuchs heran, im Unterschied zu Gaston Phébus bewertete er den Fuchs nicht.

Der Zürcher Universalgelehrte Conrad Gessner (1516–1565) schreibt in seiner *Historia animalium* (1551–1558), dem naturwissenschaftlichen Kompendium der Renaissance schlechthin sowie einer stets lohnenden Quelle für die Geschichte des Verhältnisses von Mensch und Tier, natürlich auch über den Fuchs.[19] Seine Innereien und andere Körperteile wurden in jener Zeit vielfältig verwendet. Zum Verzehr wurden sie nur selten empfohlen, doch in medizinischer Hinsicht galten sie als nützlich. Diese Auffassung vertritt auch Gessner: Fuchsfleisch zur Asche verbrannt, sollte gegen Keuchhusten und Engbrüstigkeit helfen. Oder, wie es im *Thier-Buch*, der deutschen Übersetzung der *Historia animalium*, heißt: «Die Fuchshoden gedorrt / gepülvert / und einen halben Löffel voll davon getruncken / machet diejenigen hurtig / so sich der Weiber nicht gebrauchen können» (1699, S. 124/25). Auch für Gessner war der Fuchs «ein listges boßhaftiges / fürwitziges / und stinckendes Thier / und fast allen anderen Thieren aussätzig» (1699, S. 122).

In dem Werk von Jacques du Fouilloux finden sich diverse Holzschnitte. Einer zeigt das Fuchsgraben (S. 78).

Im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts ist das handschriftlich überlieferte *Puech von allerlai Jägerei und Waidmannschafften* fachlich herausragend. Verfasser war Martin Strasser von Kollnitz (1556–1626),[20] von 1590 bis 1596 oberster Jägermeister Salzburgs. Strasser ging strikt empirisch vor. Er verstand sich auf die Fuchsjagd, lässt sich darüber breit aus und stellt im Wesentlichen zwei Methoden dar, nämlich zum einen eine Gemeinschaftsjagd von zahlreichen jagdlichen Hilfskräften und Waidmännern, zum anderen das Nachstellen mit Hilfe der Schusswaffe sowie den damals zur Verfügung stehenden Fallen und Fangeinrichtungen (fol. 276r–291r). Jagdhistorisch hervorzuheben ist die von Strasser geschilderte Jagd mit vorgestellten Schützen, weil sie eine hohe Fertigkeit voraussetzt, auch auf

laufendes Wild zu schießen, «wie wir sie bisher für die Zeit um 1600 nicht anzunehmen gewohnt waren».[21] Auch Strasser hält den Fuchs für «arglistig» (fol. 276r).

Als Vertreter der deutschen Jagdklassiker empfiehlt sich an erster Stelle Hanns Friedrich von Flemming, welcher das jagdliche Standardwerk des 18. Jahrhunderts schrieb, nämlich *Der Vollkommene Teutsche Jäger* und *Des Vollkommenen Teutschen Jägers Anderer Haupt-Theil*, Leipzig 1719 bzw. 1724. Er beschäftigt sich unter anderem mit der Anatomie des Fuchses (I, 138/39) und seiner Biologie (I, 110–112), mit Fuchseisen (I, 243), Fuchsprellen (II, 182/183), Anludern, Ansitz, Passen, Berliner Eisen und mit der Hüttenjagd (II, 320–322). Zudem überliefert er ein Rezept für Fuchswürste, hergestellt aus den Innereien des Raubtieres im Fuchsdarm (II, 170).

Das Prellen war übrigens ungefähr seit dem 17. Jahrhundert ein beliebter Brauch an den landesherrlichen Höfen. Wie es dabei zuging, schildert uns Johann August Großkopf (1699–1768) im «Forst-, Jagd- und Weidwerkslexikon ...» (Langensalza 1759), dem ersten gedruckten Nachschlagewerk der Jägersprache, folgendermaßen: «... grosse Herren lassen eine Parthey lebendiger Füchse, auch wohl Dächse, Frischlinge und dergleichen einfangen alsdenn lassen sie auf dem Schloß-Hofe oder sonst bequemen Ort, einen länglichten viereckigten Platz, mit hohen Zeug einstellen, und dicke mit Sand bestreuen. Auf diesen Platz stellen sich die Cavaliere Paar und Paar nach einander an, und halten die Prellen parat, nachdem werden etliche Füchse aus dem Kasten, auf den Platz hinein gelassen, wenn sie nun im Vorbeylauffen auf die Prellen kommen, so ziehen die Herrn und rücken mit Gewalt, daß der Fuchs wol etliche Ellen hoch in die Lufft flieget, diese Ehre widerfähret ihme nun so lange, bis er durch alle Prellen durch, und endlich gar des Todes ist, das heißt ein Fuchs prellen» (S. 125/26). Da nun der Fuchs sich bei dieser außergewöhnlichen Tierquälerei – die im Übrigen mit Jagd nichts zu tun hat – in seiner Hoffnung getäuscht sah, die Freiheit wiederzuerlangen, lag es nahe, dem Verb prellen die Bedeutung «täuschen», «betrügen» unterzuschieben. Diese findet sich zunächst bei den Studenten wegen der Doppelbedeutung des Wortes Fuchs: im Verbindungswesen bezeichnet man junge Studenten als «Füchse».[22] Uns ist es heute unter anderem noch in der Wendung «die Zeche prellen» geläufig. Oberlandforstmeister Georg Ludwig Hartig (1764–1837) schrieb in seinem *Lexikon für Jäger und Jagdfreunde* (Berlin 1836): Das Prellen «... ist schon lange eingestellt; auf ganz andere Manier wird aber heut zu Tage noch tüchtig geprellt» (S. 196). Auch andere tierquälerische Methoden der Fuchsjagd gehören der Vergangenheit an, wie beispielsweise das Vergiften oder der Fang mit der Fuchsangel. Verändert hat

LEGENDEN ZU DEN FOLGENDEN VIER SEITEN

1 Prachtvoll illustrierte Handschrift des «Roman de Renart» aus dem 14. Jahrhundert (BNF, Paris; Ms fr. 12584, 18v–19r).

2 Dieses Blatt einer Handschrift um 1325 bietet einen Einblick in den «Reinhart Fuchs», ein antistaufisches Epos. Sie entstammt der Universitätsbibliothek Heidelberg (Cpg. 341, 177r).

3 Titelbild der hochdeutschen Prosafassung über Reineke, welche einer der berühmtesten deutschsprachigen Literaten des 18. Jahrhunderts, nämlich Johann Christoph Gottsched, 1752 veröffentlichte.

4 Flemming schrieb einen Klassiker der deutschsprachigen Jagdliteratur. Tafel XIX des zweiten Bandes zeigt, wie der Fuchs im Schwanenhals gefangen wurde (obere Bildhälfte) und das sogenannte Fuchsprellen (untere Bildhälfte).

5 Stahlstich nach einer Zeichnung Wilhelm von Kaulbachs, der den Reineke Fuchs Goethes in einer späteren Auflage illustrierte. Dargestellt wird eine Szene, in der der Fuchs sich tot stellt, um eine Rabenkrähe zu erbeuten. Ein Verhalten, welches in freier Wildbahn nicht vorkommt.

6 Die Szene aus dem mittelalterlichen Jagdbuch des Gaston Phébus zeigt eine Hetzjagd auf den Rotfuchs (fol. 99v). Das Werk ist ein Klassiker der französischen Jagdliteratur, ja der jagdlichen Fachliteratur weltweit.

7 Zeichnung von Werner Klemke aus dem Kinderbuch Franz Fühmanns, die eine Szene des Gerichtstages wiedergibt. Reineke Fuchs muss sich vor König Nobel, dem Löwen, verantworten.

Et ennart lui trop lis mary mesfaire
Et nous mes hommes amont pris
Que mon pourroie trouver
Que non fache malheur faire
Quide de mal meffaire ne semende
Si a delenu con le ponge
Che me diene tant li delen
Que fache pendre le larron
Et pour nous se se ne les mene
Et temps est bien acourtisie
Se ne pour dieu en ou en roie
Et autrement li acheide fois
Al donc respont lempereur
Je ele partaig pour nie amour
Quant par ici nous est rendus
Quant pimer faut sem pendus
Se ne doit ele se louer
Je ne sem trouve par mes

Ichelt mor la faut rendre
Je croie et li la faut mendre
Et il ymme voiant et lues
Je es mesmes sans tous estaulies
Ennart faut al garder no mans
De ch ames nous lonne pais
Quant quide no me meffaire pmes
Je ous trouvers nache meymes
Se ne doit il duer ne tellinge
Que se meffache con une ponge

Et faut nous faut ala mengnier
Qui mil par ebone eimape
Se a leme baile et ambouche
Il ensuiues pas qui li delache

Quant. P. le mie delivre
Jocs avant mier monie q mie
Se ainsi pour ouir ensuit de lui
Qui il ne leur fache encor ennui
Et ilem il le duer che donne
Que il nous mude en nonne
Se ester les eduer p dunere
Quant li roys le regarde aimer
Je lui mieur p une adoliche
Et ne buer chevalerie

Che eloer chanme la focus
Et petes li ms les mains
Que ennart ainsi eshangle
Par grant trapion et ambile
Et la compaignie donne chanme
Et dont le lieus et donne lumie
Et des fiers que lessiers
Il a roys en mienne les clamers
Et fil et filles bien enquiner
Et dunne pe pl de queminer

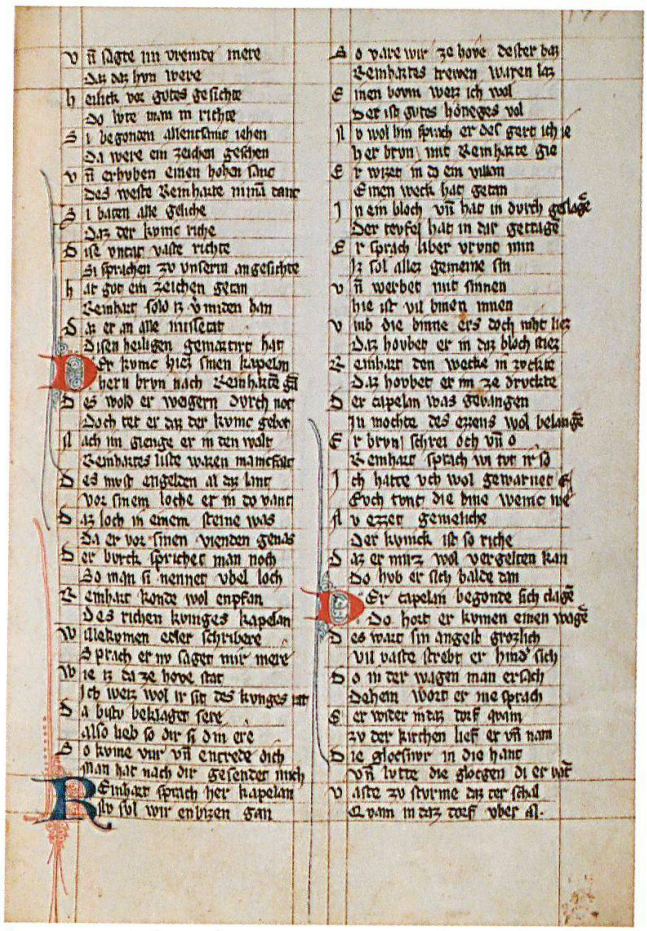
De ele mesle quil demoroient
Si ilsurment comme il menoient
Je ses du chiel en fremillour
Et la terre en tremeillour
Je empiroms grande lur desire
Et est lamour de que pour estre
Et mont le en enjeme la mesle

Je ses ne ioient qil fermoile
Quant. P. est le duci meur
De pour comenche afremer
Se a meulier remonta aenier
Et pour ont de chelle biare
Se a maignie et les enfans
Que mie trouber les coudiens
Et encoudre allent de lost
Et ilour chaiqil le donnir tost
Et mes remer en a menner
Je ilour meme grant alegre
Et dunne chanme rape la pelle
Et mens lempeur la doelche
Et ne mieds en haur
Et ilour eiser li mers li faut
Je ilour eiser de lamire pare
Tant se plaignoient de remart
Et fent une mesle si grante
Que nul ny oust dieu remanir
Empereres Dont. P. pendre
Et nous il ne le Dole pl aider

Que pers de lui est les demaigres
Al ses fen fui li fist que laigres
Il avant que faire delange conte
Delour. J. grant arbre le mante

Al pers lui ioar eure apreslen
Se ouis le chesne lait arrestes
Je ilorgres le mier emmeren
Il en defendon le pare aux nom
Je ses empereres li comande
Que il nagne uio et desende
Se ne che lyon ne fenu se mie
Se ele barnaigres ne maffie
Et nous ne me lancers ostraigres
Et ia ne me lecha domaigres
Que se non mie le mect ennie
Et nour mor de mes ancemis
Se e chancie me aiment aplain
Je il me demorent el que pain
Se nous tenes la ms eure quiers
Contes dunchier et de landiers
Qui sent nenellos si les cone
Et ion corru des sa aemeur

Il repos op. Ennart graber
Fut le chesne et lui estuier



2

Heinrichs von Alkmar

Reineke der Fuchs,

mit schönen Kupfern;

Nach der Ausgabe von 1498 ins Hochdeutsche übersetzet,

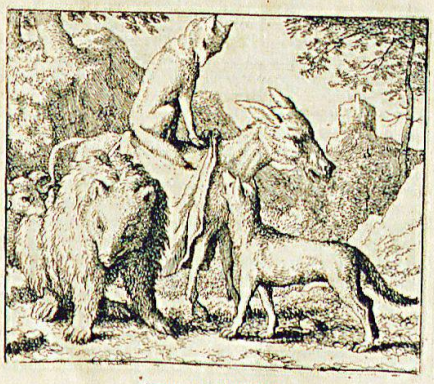
und

mit einer Abhandlung, von dem Urheber, wahren Alter

und großen Werthe dieses Gedichtes versehen,

von

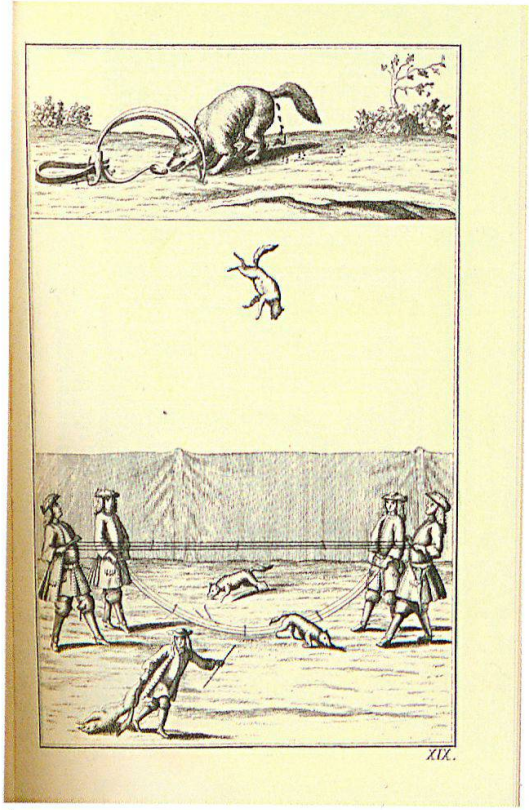
Johann Christoph Gottscheden.



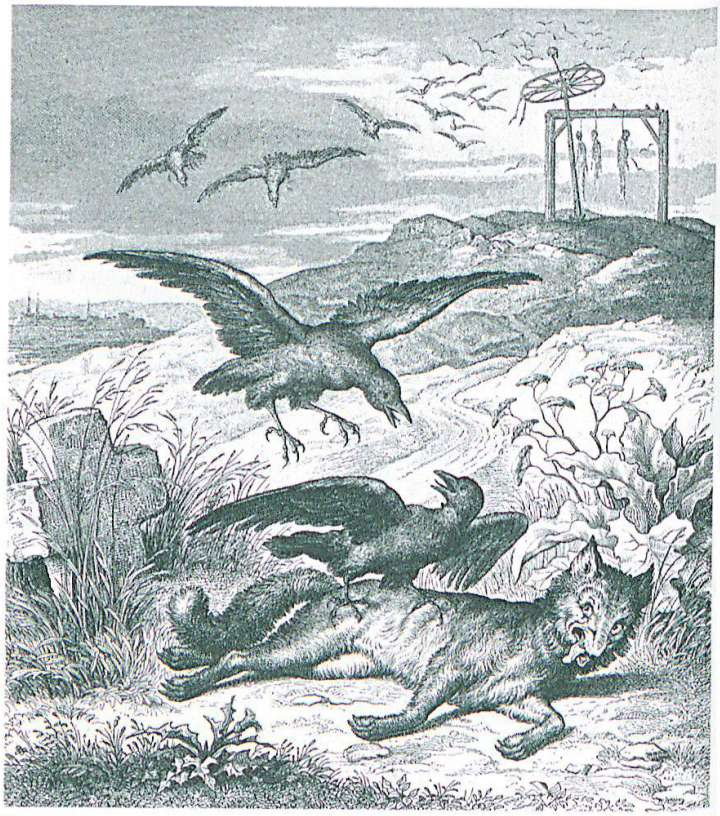
Leipzig und Amsterdam,

Verlegts Peter Schenk, 1752.

3



4



5

Cy deuise comment on doit chasser et prendre le regnart.

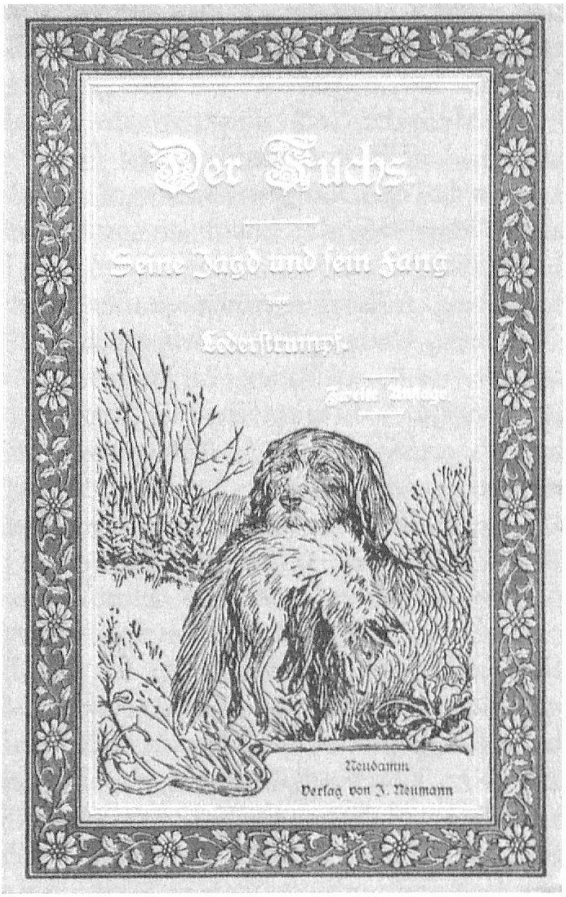
Et quant le
veneur voul/
dra chasser
le regnart.
il le doit que
en forts bu/
issons ou en
fort pays de bonces ou de bruyeres
et pres des villaiges nommeaux.
ou es grans fosses qui sont en
uironnes bonnes villes qui soit
forts de haies et de bonces. car.
ilz y demeurent voulentiers po
le pourlin qui a ont des glines
et des oues. et des autres orbu/
ilz qui sont es villes. aussi es
vignes quant sont couuertes
de fueilles et les raysins y sont.
y demeurent ilz voulentiers.
et aussi es gaynnes des conilz
et des lieures demeurent ilz
voulentiers. Et bien regnart
demeure voulentiers en tout
fort pays et couuert. Et sil sceet
ou les terriers et tesnieres des
regnartz sont. il les doit faire

sich zudem die Einstellung dem Fuchs gegenüber. Er wird nun nicht mehr nur als Hühnerdieb und Gänseräuber betrachtet, sondern auch als Mäusevertilger und Gesundheitspolizist. Freilich bleibt ein scharfes Bejagen im Interesse von Bodenbrütern und Niederwild geboten.

Ein weiterer Jagdklassiker des 18. Jahrhunderts ist der Forst- und Jagdschriftsteller Heinrich Wilhelm Döbel (1699–1759). In seiner *Jäger-Practica, Oder Der wohlgeübte und Erfahrne Jäger* (Leipzig 1746) schreibt er: «Der Fuchs wird nicht nur in Fabeln als ein sehr verschlagenes Thier vorgestellet, ja man nennet auch sogar einen intricaten und verschlagenen Menschen einen Fuchs, weil desselben Finessen nicht zu ergründen, sondern er ist auch in der That eines von den allerverschlagensten, listigsten und betrüglichsten Thieren» (II, Kap. 87). Döbel beschäftigt sich in seinem Buch mit der Naturgeschichte (I, Kap. 17), dem Fuchsgraben (II, Kap. 88), der Netzjagd (II, Kap. 89), Luderhütte (II, Kap. 90), Jungfuchs- (II, Kap. 91) und Reizjagd (II, Kap. 97). Zudem geht er intensiv auf die Fangjagd ein, auf Schwanenhals (II, Kap. 92), Tellereisen (II, Kap. 93), Schlagbäume (II, Kap. 94), Fuchsgärten (II, Kap. 95) und Krähenaugen (II, Kap. 96).

In der Schweiz kommt dem Zürcher Wundarzt und Geburtshelfer Hans Caspar Rordorf (1773–1843) das Verdienst zu, sich als herausragender Praktiker frühzeitig intensiv mit dem Fuchs beschäftigt zu haben. In seinem Werk *Der Schweizer-Jäger*, Glarus 1835, behandelt er die Fuchsjagd weitläufig (I, 60–113). Sie ist das Kernstück der im ersten Teil behandelten Haarwildarten. Der Nestor der Jagdgeschichte, Kurt Lindner (1906–1987), ist der Auffassung, dass Rordorf «... als Fuchsjäger und -fänger ... sicherlich unübertroffen» war. «Dies kann auch nicht überraschen, denn Fuchs und Hase waren in weiten Teilen der Schweiz die einzigen Haarwildarten. Beliebt war die Jagd mit Laufhunden.»[23] Wie hoch Rordorfs jagdliches Können, wie groß seine Erfahrung waren, zeige sich besonders deutlich, wenn man – so Lindner – seine Beschreibung über die Unterschiede zwischen der Morgen- und der Abendfährte des Fuchses lese.

Erste Monografien über den Fuchs erschienen im Vergleich beispielsweise zu Hase (1619) oder Gams (1680) recht spät.[24] Die wohl älteste stammt aus dem Jahr 1880, wurde in Breslau aufgelegt und trägt den Titel *Der Fuchs. Seine Jagd und sein Fang nach den Erfahrungen des Verfassers.* Eine zweite Auflage wurde 1894 in Neudamm gedruckt. Verfasser war der Schlesier Joseph Karl Friedrich Graf von Frankenberg und Ludwigsdorf. Er führte als Autor das



Einband der zweiten Auflage der vermutlich ältesten deutschsprachigen Fuchsmonografie. Verfasser war Joseph Karl Friedrich Graf von Frankenberg, der sein Werk unter dem Pseudonym Lederstrumpf veröffentlichte. Zu sehen ist ein Deutscher Vorstehhund, der einen erlegten Fuchs apportiert.

Pseudonym «Lederstrumpf» und bejagte vor der Revolution von 1848 ein Gebiet von 7500 Hektar, danach immerhin noch etwa 1250 Hektar. Lederstrumpf legte den Schwerpunkt seiner Ausführungen auf die Fangjagd, auf Lockmittel, den Fanggarten, Klapp-, Erdfallen, Kunstbaue, den Fang mit dem Schwanenhals, Tellereisen oder die Fuchsangel (Kap. VI bis VIII). Zudem widmete er sich der Baujagd (Kap. IV und V) sowie der Jagd mit der Schusswaffe (Kap. II) und der Wildbiologie (Kap. I). Den Fuchs bewertete er wie folgt: «Der Fuchs ist zwar ein Dieb, ein Räuber, ein Leichenschänder, aber dabei nie ein so gemeiner Freßsack wie der Wolf oder ein Massenmörder wie der Marder, und ihn ‹gemein› oder ‹gewöhnlich› zu schimpfen, ist ein großes Verkennen seines Charakters. Würde man je von einem Menschen, der den Charakter des Fuchses hat, sagen: Er ist ein gewöhnlicher Mensch? Nein! dieser Ausdruck hat immer den Hintergedanken der Dummheit, so daß man ihn gewiß nicht auf ein solches Genie, wie der Fuchs ist, anwenden kann» (S. 1).

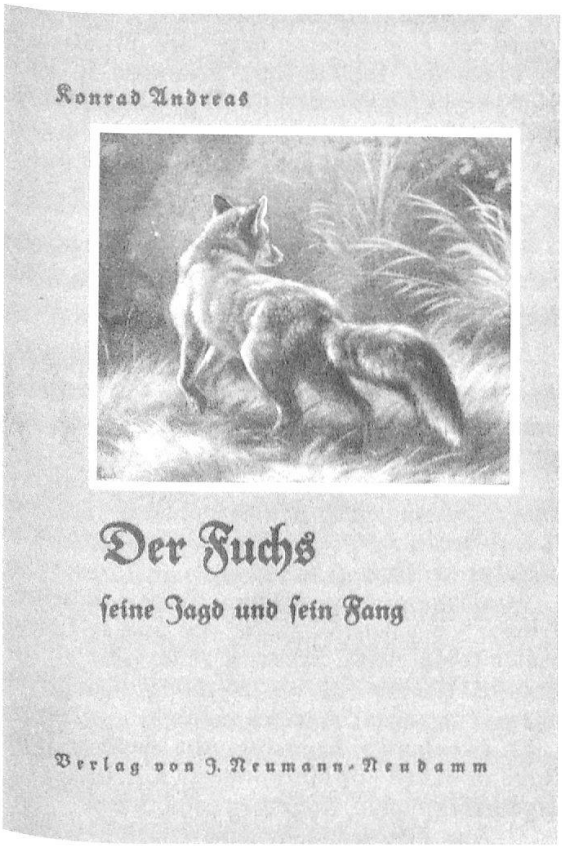
Weitere frühe Fuchsmonografien sind: *Der Fuchs. Monographischer Beitrag zur Jagdzoologie* von Raoul Ritter von Dombrowski (1883–1896), habsburgischer Hofforstmeister (Wien 1883), *Vom Fuchs. Beiträge zur Kenntnis seines Lebens und seiner Jagd* (Heidelberg 1895), ein Werk des Schwaben Moritz Karl Albrecht Freiherr Göler von Ravensburg (1842–1907) und *Der Fuchs – dessen Lebensweise, Jagd, Fang und Vergiften* von Georg Paulnsteiner (Klagenfurt 1895). Das Buch von Göler von Ravensburg bezeichnet der bekannte Jagdbuchsammler Dr. Ekkehard Baron v. Knorring übrigens als «kleine, aber dennoch kenntnis- und inhaltsreiche Schrift».[25] Das Werk Dombrowskis zeichnet sich dadurch aus, dass dieser Fachschriftsteller dem Mythos, dass der Fuchs quasi übernatürliche Kräfte habe, ein Ende machen möchte. Im Vorwort schreibt er: «Es regt sich die Lust in mir, den Fehdehandschuh allen Jenen hinzuwerfen, die den Fuchs über alle Gebühr verherrlichen, alle Jenen die ihm Fähigkeiten andichten, deren Meister Reineke eben – *nicht* fähig ist; allen Jenen, welche nachbeten, was Andere ohne Ueberzeugung vorgebetet haben» (S. III). Aber der Praktiker weiß auch um den Reiz des Weidwerks auf den Fuchs. So heißt es bei ihm: «Was der Schnurrbart bei'm Kuss / Was der Suppe das Salz, / Und der Rede der Witz – / Ist im Jagen der Fuchs!» (S. 106).

Im 20. Jahrhundert erschienen – um die wichtigsten zu nennen – von Konrad Andreas *Der Fuchs – seine Jagd und sein Fang* (Neudamm 1936), Alexander Schmook *Der Fuchs. Wie er lebt, jagt, gejagt wird* (Neudamm 1937), Roger Burrows und Knut Matzen *Der Fuchs* in der Reihe BLV Jagdbiologie (München 1972) sowie von Felix Labhardt *Der Rotfuchs. Naturgeschichte, Ökologie und Verhalten dieses erstaunlichen Jagdwildes. Mit einem Beitrag über die Fuchsbejagung von Rolf Kröger*, Hamburg und Berlin 1990. Das BLV-Buch beinhaltet reine Wildbiologie mit einem Schwerpunkt auf der Tollwut. Die Monografie Labhardts ist ebenfalls sehr stark wildbiologisch ausgerichtet, der jagdliche Teil kurz gehalten. Labhardt behandelt unter anderem die in der Fachliteratur kontrovers diskutierte Frage, ob der Rüde an der Aufzucht der Welpen beteiligt sei (S. 72). Er bejaht dies prinzipiell, weiß allerdings auch von Ausnahmen zu berichten, die er unter anderem auf die Polygamie des Rotfuchses zurückführt. Schmook (1888–1969), der vor dem Zweiten Weltkrieg Oberförster in Mecklenburg war, schreibt aus eigenem Erleben, wie zahlreiche Bezüge zu seiner letzten Dienststelle im Berliner Grunewald verdeutlichen. Er war Praktiker wie unter anderem das Kapitel «Passen am Paß» oder der Abschnitt «Die Schußzeichen» gut veranschaulichen (S. 99–103 bzw. S. 182–184). Schmook war ein vehementer Verfechter des Verbots des Tellereisens, welches er als tierquälerisch ablehnte. Der Raubwildfang mit dieser Falle ist in Deutschland übrigens bereits seit 1934 untersagt. Das Werk

Schmooks erlebte 1949 eine zweite Auflage (Heidelberg).[26]

Fazit

Eine Kapitelüberschrift in der Monografie Schmooks lautet: «Von der Parteien Haß und Gunst verzerrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte» (S. 22). Dies Schiller-Zitat trifft auf die Darstellung



Der Fuchs verhofft und sichert aufmerksam. Einband mit aufgeklebtem Fuchsmotiv der Monografie von Konrad Andreas.

des Fuchses im Tierepos wie in der Fachliteratur zu. Unabhängig von der jeweiligen Bewertung steht fest, dass sich der Mensch mit dem Fuchs über die Jahrhunderte hinweg literarisch auseinandersetzte. Solange es Jäger gibt und der Fuchs Wild (im juristischen Sinne) bleibt, wird er in der Fachliteratur eine wichtige Rolle spielen. Ob ihm dies auch in der Belletristik gelingen wird, ob er also weiterhin ein Buch-Tier bleiben wird, scheint mir fraglich, und zwar wegen der zunehmenden Verstädterung und der damit einhergehenden Entfremdung von der Natur – mehr als die Hälfte der Weltbevölkerung lebt in Städten.[27] Dem Anpassungskünstler und Kulturfolger Fuchs wird dies nicht schaden. Er wird sich – anders als Bär, Luchs, Wolf oder Steinadler – behaupten, auch in Großstädten.

Das Schlusswort gebührt dem berühmten Zoologen Alfred Brehm (1829–1884) bzw. dessen Bearbeiter Adolf Meyer, der als erster Zoologe und größtenteils aufgrund eigener Beobachtungen die Tiere als lebende Wesen und in ihrer natürlichen Umgebung dargestellt hat und eben nicht als bloß anatomische Objekte. Er schrieb in Band 4 *Raubtiere: Hundeartige. Hyänen* von *Brehms Tierleben. Nach der zweiten Originalausgabe bearbeitet von Dr. Adolf Meyer*[28] (Wien, Hamburg, Budapest, Zürich 1927/28) Folgendes: Der Fuchs «... genießt einen so hohen Ruhm und erfreut sich einer so großen Bekanntschaft ..., [als] Sinnbild der List, Verschlagenheit, Tücke, Frevelhaftigkeit und, wie ich sagen möchte, gemeinen Ritterlichkeit. Ihn rühmt das Sprichwort, ihn preist die Sage, ihn verherrlicht das Gedicht; ihn hielt einer unserer größten Meister für würdig, seinen Gesang ihm zu widmen. Es ist gar nicht anders möglich: der Gegenstand einer so allgemeinen Teilnahme muß ein ausgezeichnetes Geschöpf sein. Und das ist denn auch unser Schlaukopf und Strauchdieb in jeder Hinsicht ... Es scheint fast, als bestände zwischen dem Menschen und Tiere ein Wettstreit, als mühe sich der Mensch, ihm gegenüber zu zeigen, daß die geistigen Fähigkeiten des Erdenbeherrschers denn doch noch die des Fuchses überträfen; und Reineke seinerseits läßt es sich angelegen sein, seinem Verfolger immer wieder zu beweisen, daß man auch trotz aller Hindernisse noch zu leben verstehe» (S. 329). Der Volksmund hat eben Recht, wenn er vom «schlauen Fuchs» spricht.

ANMERKUNGEN

[1] Vgl. Friedrich Maurer (Hg.), Der altdeutsche Physiologus. Die Millstätter Reimfassung und die Wiener Prosa nebst dem lateinischen Text und dem althochdeutschen Physiologus, Tübingen 1967 (Altdeutsche Textbibliothek, 67).

[2] Vgl. dazu August Hausrath (Hg.), Aesopische Fabeln. Urtext und Übertragung. München 1944.

[3] Klaus Düwel (Hg.), Der Reinhart Fuchs des Elsässers Heinrich, Tübingen 1984 (Altdeutsche Textbibliothek, 96).

[4] Vgl. Klaus Düwel, Zur Jägerei im ‹Reinhart Fuchs›. In: Philologische Untersuchungen. Festschrift für Elfriede Stutz zum 65. Geburtstag, hg. von A. Ebenauer, Wien 1984 (= Philologica germanica, 7), S. 321–333.

[5] Vgl. Hans-Jörg Uther, Art. Fuchs. In: Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung, Band 5, Berlin, New York 1999, Sp. 457.

[6] Ebenda, Sp. 462.

[7] Klaus Düwel, Art. Reineke Fuchs. In: Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung, Band 11, Berlin, New York 2004, Sp. 495.

[8] Vgl. zusammenfassend auch Klaus Düwel: «Die europäische Tierepik beruht ... auf dem Antagonismus von Fuchs und Wolf vom mittellateinischen ‹Ysengrimmus› (um 1150), über den altfranzösischen ‹Roman de Renart› (etwa von 1175 an), dem darauf zurückgehenden mittelhochdeutschen ‹Reinhart Fuchs› (Ende des 12. Jh.) über die flämisch-niederländischen Fassungen (13./14. Jh.) bis zum niederdeutschen ‹Reynke de Vos› (1498), auf dem wiederum Goethes Hexameter-Epos ‹Reineke Fuchs› (1794) fußt. Zu Fuchs und Wolf tritt wie in der äsopischen Fabel der Löwe in der Rolle des Königs. Dies sind die drei Konstituenten der Tierepik: 1. der Antagonismus von Fuchs und Wolf, 2. der ‹Hoftag des (kranken) Löwen› (Hoftagsfabel) und 3. das genuin mittelalterliche Motiv vom ‹Wolf als Mönch›.» Klaus Düwel, Von Tieren und Menschen in Fabeln und Tierdichtung. In: Das Tier in Dichtung und Bildender Kunst, Hannover 2003 (Studium generale. Vorträge zum Thema Mensch und Tier, 13), S. 8.

[9] Vgl. Düwel (wie Anm. 7), Sp. 497.

[10] Vgl. Düwel (wie Anm. 7), Sp. 497f.

[11] Im vorliegenden Beitrag wird – aus Platzgründen – die Literatur nur schlaglichtartig erfasst, so fehlen beispielsweise bei der Belletristik die *Ecbasis captivi* (um 1040), *Van den vos Reynaerde* (13. Jh.) oder der Roman *Die rote Exzellenz* von Julius R. Haarhaus (5. Aufl., München 1935) sowie viele mehr.

[12] Vgl. Düwel (wie Anm. 7), Sp. 498.

[13] Ausgabe vom 2. August 2009, S. 57.

[14] Otto Seel (Hg.), Der Physiologus, übertragen und erläutert, 2. Aufl., Zürich, Stuttgart 1967, S. 16.

[15] Rolf Roosen, Der Fuchs, der sich tot stellt – eine außergewöhnliche Jagdstrategie oder mittelalterliche Phantastik? In: Runica – Germanica – Mediaevalia, hg. von Wilhelm Heizmann und Astrid van Nahl, Berlin, New York 2003 (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, 37), S. 658–661.

[16] Vgl. Kurt Lindner, Das Jagdbuch des Petrus de Crescentiis in deutschen Übersetzungen des 14. und 15. Jahrhunderts, Berlin 1957 (Quellen und Studien zur Geschichte der Jagd, 4), S. 107–110. Zitiert wird die «Ältere Übersetzung».

[17] Vgl. Max Haehn (Übersetzer), Das Jagdbuch des Roy Modus nach der Handschrift Fr. 12399 der Bibliothèque Nationale in Paris vom Jahre 1379, Wanne-Eickel 1975, S. 61/62 bzw. 88/89.

[18] Paris, Bibliothèque Nationale, ms. fr. 616.

[19] Band 1, De quadrupedibus viviparis, S. 1081–1096.

[20] Kurt Lindner, Das Jagdbuch des Martin Strasser von Kollnitz, Klagenfurt 1976 (Das Kärntner Landesarchiv, 3).

[21] Lindner (wie Anm. 20), S. 40.

[22] «Füchse» wurden von älteren Semestern gerne um Geld angepumpt, dessen Rückzahlung «vergessen» wurde. Dies nannte man «Füchse prellen».

[23] Kurt Lindner, Deutsche Jagdschriftsteller. Biographische und bibliographische Studien. Teil 1, Berlin 1964 (Quellen und Studien zur Geschichte der Jagd, 9), S. 289/90.

[24] «Damographia Oder Gemsen-Beschreibung ...» des Adam Lebaldt von und zu Lebenwaldt (1624–1696), Salzburg 1680, oder «Lagographia. Natura leporum ...» des Wolfgang Waldung (1554–1621), Amberg 1619.

[25] Ekkehard v. Knorring, Alte deutsche Jagdliteratur des 16.–19. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Jagdbibliographie, Augsburg 2006, S. 256.

[26] Aus Platzgründen nicht erwähnt werden hier Raubwildmonografien, Arbeiten über die Tollwut oder die gewaltige Zahl an Fangbüchern, die in aller Regel auch den Fuchs thematisieren.

[27] Ein weiterer wesentlicher Grund für das Verschwinden des Fuchses aus der belletristischen Literatur ist, dass das in seiner Typik festgelegte Tierpersonal, welches in einer bestimmten historisch gewordenen Gesellschaftsordnung, nämlich der Monarchie, seinen Platz hatte, die vielschichtigen Strukturen der modernen Gesellschaft allerdings nicht mehr abbilden kann. Vgl. Düwel (wie Anm. 7), S. 18.

[28] Meyer überarbeitete den Text der zweiten Auflage vollständig. Er blieb in literarischer Hinsicht eng am Vorbild, brachte aber neueste wissenschaftliche Erkenntnisse ein.